

THÜRINGEN

BLÄTTER ZUR LANDESKUNDE

Die unterschiedlichen Perspektiven von deutschsprachigen jüdischen Autorinnen und Autoren auf die Welt von Weimar vor und nach 1933 sind weitgehend unbekannt. Aber ihre Einsichten und ihr antinationalsozialistisches Engagement bleiben aktuell.

1949 bezog sich der aus dem Exil nach Deutschland zurückgekehrte Richard Alewyn (1902–1979) auf das Jahr 1932 und die Weimarer Würdigungen zu Goethes 100. Todestag: „Niemand sagte, kaum einer ahnte, was



Wikipedia

*Deckblatt der Gesammelten
Gedichte von Else Lasker-
Schüler (1917)*

ein Jahr später jedem Kinde offenbar sein musste, dass wir, seinen Tod feiernd, ihm in Wahrheit zum zweiten Mal und endgültig sein Grab geschaufelt hatten.“ Damit meinte der deutsch-jüdische Germanist nicht nur den „Missbrauch des Namens Goethe“ durch die Nationalsozialisten, sondern forderte, die Gesellschaft komme um eine wesentliche Tatsache „nicht herum“: „Zwischen uns und Weimar liegt Buchenwald.“ Es ginge nicht, „sich Goethes zu rühmen und Hitler zu leugnen.“ Die einseitige

Weimar und die deutsch-jüdische Literatur um 1933

ge Betrachtung Weimars sei in Wirklichkeit doppelgesichtig – als Stätte der Humanität Goethes und zugleich als realer Ort des Konzentrationslagers Buchenwald und der NS-Barbarei. Was 1949 unleugbar war, war aber 17 Jahre zuvor kaum absehbar: Weimars Welt wurde *janusköpfig*.

Dennoch: Anzeichen für den Bruch mit der humanen Welt von Weimar gab es bereits vor 1933. Das Bauhaus wurde aus Weimar vertrieben, antisemitischer Hass breitete sich zunehmend in Thüringen aus. Es wurde behauptet: Juden seien der deutschen Armee in den Rücken gefallen, Juden hätten zum

„schändlichen“ Versailler Friedensvertrag beigetragen, alle Wirtschaftskrisen in Deutschland wurden Juden angelastet und Hitler machte Weimar zum Probefeld nationalsozialistischer Politik.

Ahnten jene deutschsprachigen jüdischen Autorinnen und Autoren, welche Weimar aus eigenem Erleben kannten,

dass die Judenverfolgung und Zerstörung der Demokratie durch Hitlers Nationalsozialisten drohte? Hielten sie es für möglich, dass sie in der Klassikerstadt Weimar „unerwünscht“ seien, ihre Bücher verboten und verbrannt werden könnten? War es vorstellbar, dass in der Stadt Goethes und Schillers ein Konzentrationslager errichtet wird?

Klassik, Nietzsche und Bauhaus

Weimar war vor 1933 ein beliebter Ort für deutschsprachige jüdische Schriftstellerinnen und Schriftsteller. Von der Jahrhundertwende bis zum Ende der Weimarer Republik kamen bekannte Autorinnen und Autoren zu ein- oder mehrtägigen Besuchen in die Klassiker- und Bauhausstadt. Zu ihnen zählten Franz Kafka, Max Brod, Walter Hasenclever, Else Lasker-Schüler, Friderike und Stefan Zweig, Joseph Roth, Egon Erwin Kisch und Walter Benjamin. Sie spiegelten ihre Weimarerfahrungen in publizistischen, literarischen oder privaten Texten wider.

Ihr Interesse galt den Stätten und Überlieferungen der klassischen deutschen Literatur, dem Nietzsche-Archiv oder dem Bauhaus. Sie übernachteten in Weimarer Hotels, wie im Russischen Hof und Hotel Elephant. In Weimarer Buchläden und in der Thüringer Landesbibliothek Weimar (heute Herzogin Anna Amalia Bibliothek) standen selbstverständlich ihre literarischen Werke dem Publikum zur Verfügung. Zu ihrem Lesepublikum gehörte die Weimarer Bevölkerung mit Angehörigen eines kleinen Israelitischen Religionsvereins. Bis 1932/33 war jüdische Kultur ein Teil des städtischen Lebens, der seit der

Goethe-Zeit nicht wegzudenken war. Schließlich hatte Herzogin Anna Amalia am 7. April 1770 Jacob Elkan zum Hofjuden im Fürstentum Sachsen-Weimar ernannt. Neben seiner Familie wohnten zwei weitere angesehene jüdische Familien seit 1789 in Weimar, Familie Löser und Ulmann. Goethe hatte ein gutes Verhältnis zu Jacob Elkan und zum Judentum. In *Dichtung und Wahrheit* (Sechzehntes Buch) schrieb er über Baruch de Spinoza (1632–1677), dass der jüdische Philosoph eine große Wirkung auf sein Leben ausgeübt hatte.

Hundert Jahre nach Goethes Tod wurden in Weimar jüdisches Leben und Literatur zwar toleriert. Aber erkennbar war seit 1919 auch: die Zunahme aggressiver Hetze des völkischen Trutz- und Schutzbundes sowie die Aktivitäten des antisemitisch-rassistisch wirkenden Literaturhistorikers Adolf Bartels und seines Schülers Hans Severus Ziegler, einem NS-Fanatiker und Hitler-Verehrer, die beide in der Klassikerstadt den Aufstieg der NSDAP förderten. Thomas Mann hielt sich im März 1932 in Weimar auf und verfasste einen Aufsatz „Meine Goethereise“, darin hieß es: „Ganz eigenartig berührte die Vermischung von Hitlerismus und Goethe.

Weimar ist ja eine Zentrale des Hitlerismus.“ Seine warnenden Worte vor den Gefahren, die von Nationalsozialisten für die Weimarer Republik ausgingen, hatte

er in mehreren Reden und Schriften vor 1933 dargelegt. Das taten auch bekannte deutsch-jüdische Schriftstellerinnen und Schriftsteller.

Eine Lyrikerin in Thüringen

Else Lasker-Schüler (1869–1945) besuchte am 14. April 1920 Weimar und zwei Tage später fuhr sie nach Erfurt zu Alfred Hess, einem jüdisch-deutschen Schuhfabrikanten und engagierten modernen Kunstsammler, und zu seiner Frau Thekla. Lasker-Schüler war damals die „stärkste und unwegsamste lyrische Erscheinung des modernen Deutschland“ (Karl Kraus). Ihre Gedichte und Prosatexte erschienen zuerst in Zeitschriften wie *Der Sturm* und *Die Aktion*. Darin zeigte sich ihr Selbstverständnis als Dichterin der Berliner Bohémewelt nach 1900 und ihrem Solidaritätsgefühl für Menschen, die Gewalt erfahren hatten. Sie stellte sich gegen bestehende gesellschaftliche Normen und bürgerliche Werte. Durch eine auffällige Selbststilisierung in Gestalt von Maskierungen und Verkleidungen trat sie in Erscheinung, u. a. als Vagabund, als Tino von Bagdad, als Indianerhäuptling – kurzum als nicht bürgerlich geltende Frau. Sie sorgte für Aufmerksamkeit. In der Klassikerstadt eröffnete sie am 14. April 1920 eine Vortragsreihe beim 1. Bauhaus-Abend. Die expressionistische Lyrikerin rezitierte aus eigenen Werken, u. a. Gedichte aus den *Hebräischen Balladen*. Diese Gedichte sind Liebeslieder und Offenbarungen ihrer Religiosität und Sprachkraft. Ihre öffentlichen Auftritte hatten eine besondere Aura – die Dichterin trug Hosen und ein buntes Gewand – mit Kurzhaarschnitt erschien sie

in der Rolle des Jussuf, Prinz von Theben. Ihre Lesung in Weimar erhielt von den Bauhäuslern viel Beifall. Nach Berlin zurückgekehrt, bedankte sie sich am 19. April 1920 bei Bauhausdirektor Walter Gropius (1883–1969) mit den Worten „es war sehr schön in Weimar/Jussuf“.

Else Lasker-Schüler hatte weitere persönliche Kontakte in die Klassikerstadt. Sie kannte die Religionsforscherin Ida Lublinski (1862–1942), Schwester des bekannten Weimarer Literaturkritikers Samuel Lublinski (1868–1910), der in seinem Hauptwerk *Die Bilanz der Moderne* (1904) die Lyrikerin als eine bedeutende zeitgenössische Dichterin beschrieben hatte. Seit 1915 stand sie in Kontakt zum Maler und späteren Bauhauslehrer Paul Klee (1879–1940) und zu seiner Frau Lily (1876–1946), einer Pianistin. Darüber hinaus pflegte sie eine gute Beziehung zu Ernst Hardt (1876–1947), erster Generalintendant des Deutschen Nationaltheaters Weimar und stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Schillerstiftung. Weniger positive Erfahrungen machte sie hingegen mit Elisabeth Förster-Nietzsche (1846–1935) und Harry Graf Kessler (1868–1937). Im August 1916 bat sie die Leiterin des Nietzsche-Archivs in einem Brief um ein gutes Wort für sie bei der Gewährung einer Ehrengabe durch die Weimarer Schillerstiftung. Sie war seit November 1912 geschieden und musste allein für ihren erkrankten Sohn Paul

sorgen. Die Weimarer Stiftung unterstützte in Not geratene Schriftstellerinnen und Schriftsteller sowie ihre Angehörigen finanziell mit einer Ehrengabe. Lasker-Schüler hatte sich im Mai 1916 mit einem entsprechenden Schreiben an die Schillerstiftung gewandt, ohne Erfolg. Die Antwort von Förster-Nietzsche war barsch und ablehnend. Als einen der „hingeschmierte[n] Briefe“ bezeichnete Nietzsches Schwester das Anliegen der expressionistischen Lyrikerin. Derlei „undeutlich u. unordentlich geschriebene Briefe“ könne sie „nicht beantworten“. Dabei war Förster-Nietzsche mit keinem Wort darauf eingegangen, dass sie Else Lasker-Schüler kannte. Und zwar: durch Herwarth Walden (1878–1941), Gründer der expressionistischen Zeitschrift *Der Sturm* und einstiger Ehemann der Dichterin. Dieser war am 28. Oktober 1905 in der Villa Silberblick zu Gast, um einen Gedenkabend für den fünf Jahre zuvor gestorbenen Philosophen durchzuführen. Aber die Gedenkfeier gefiel der Archivleiterin nicht. Auch der moderne Kunstförderer und Diplomat Graf Kessler verweigerte seine Hilfe. Er notierte in sein Tagebuch im Dezember 1919 nach einer Begegnung mit Else Lasker-Schüler in einem Berliner Kunstsalon: „Seit vier Jahren versuche ich diese grässliche Person zu vermeiden. (...) Ich sagte Guten Tag u. empfahl mich.“ Anders als Förster-Nietzsche war Kesslers ablehnende Haltung gegenüber Else Lasker-Schüler nicht antisemitisch begründet. Die künstlerische Qualität anerkennend, meinte er nach einer Aufführung ihres Schauspiels *Die Wupper* am 27. April 1919 im Deutschen Theater Berlin: „Expressionistische Dekorationen. Das Stück eine Mischung aus Marlitt und Wedekind mit Lichtblitzen einer eigenen Genialität.“



www.else-lasker-schueler-gesellschaft.de

„Theben“ kolorierte Lithografie von
Else Lasker-Schüler.

Eine gute Begegnung hatte sie am 16. April 1920 in Erfurt. Else Lasker-Schüler schrieb in das Gästebuch des Erfurter Kunstsammlers Alfred Hess: „Jussuf Prinz von Theben / wird bald wiederkommen so schön war es“. Offenbar hatte sie beim Sammlerehepaar Zeichnungen verkaufen können, denn sie brachte aus Erfurt „1.000 Mark“ nach Berlin mit.

Die expressionistische Dichterin erfuhr in den 1920er Jahren zunehmend „Gehässigkeit der Christen gegen uns Juden“. Aber ahnte sie, welche tief greifenden Veränderungen das Jahr 1933 für jüdische Bürger in Deutschland bringen würde?

Sie war hellsichtig. Mit ihrem Prosatext *Arthur Aronymus. Die Geschichte meines Vaters*, 1932 im Rowohlt-Verlag erschienen, und als Theaterstück, 1933 im S. Fischer-Verlag herausgegeben, nahm sie die nationalsozialistische Judenverfolgung vorweg. In dem Werk hieß es u. a.:

*Unsere Töchter wird man verbrennen
auf Scheiterhaufen / Nach mittelalterli-*

*chem Vorbild. / Der Hexenglaube ist auf-
standen / Aus dem Schutt der Jahrhunder-
te. / Die Flamme wird unsere unschuldigen
jüdischen Schwestern verzehren.*

Im Schauspiel *Arthur Aronymus und seine Väter* deutete sie die neuerlichen Verfolgungen des jüdischen Volkes an und gab zugleich der Figur des Uriel eine Stimme von Menschlichkeit und Toleranz. Else Lasker-Schüler gab die Hoffnung auf Versöhnung von Juden und Christen nicht auf.

Doch die Hoffnungen versiegten. In Berlin sah sich Else Lasker-Schüler auf offener Straße tätlichen Angriffen ausgesetzt. Im April 1933 verließ sie aus Angst um Leib und Leben Deutschland. Ihre Bücher wurden verboten und verbrannt, auch bei nationalsozialistischen Bücherverbrennungen in Thüringen von April bis August 1933. Die deutsche Staatsbürgerschaft wurde ihr aberkannt. Sie flüchtete ins Exil über Zürich nach Jerusalem.

Ein Romanautor sieht die Hölle

Joseph Roth (1894–1939) besuchte im Januar 1924 die Klassikerstadt. Seine Eindrücke veröffentlichte er in der Wiener Arbeiter-Zeitung (AZ) am 30. Januar 1924. Roth war überrascht vom Kontrast zwischen dem „Städtchen, das in dicke, warme Schneepolster gebettet, fest schlief“ und den „Herren“ eines „Armee-corps“ im Hotel Russischer Hof, die mit „Orden und Sporengeklirr und Habachtstellung“ für Aufmerksamkeit sorgten. Beim Anblick dieser selbstgefälligen Militärs wurde Roth „schwarz vor Augen“. Er erkannte, „dass alles wahr ist, was in Thüringen geklagt wird, und dass es noch viel, viel ärger sein muss.“ Bis nach Wien war bekannt geworden, dass Thüringen in einer tiefen Regierungskrise steckte. Im November 1923 war die sozialdemokratisch-kommunistische Regierung zurückgetreten, der Reichspräsident hatte den „Ausnahmestand“ für Thüringen angeordnet, die Reichswehr besetzte den Freistaat. In München scheiterte Hitlers Putsch, die NSDAP wurde verboten. In Thüringen standen am 10. Februar 1924 Neuwahlen zum Landtag an. Roth sah durch den

Aufenthalt in der Klassikerstadt die Einschätzungen zum sich radikalisierenden Gesellschaftsklima in Teilen Deutschlands bestätigt. Schlimmer noch: Er vermutete eine Zunahme dieser Tendenzen in Thüringen und Weimar. Seine damalige Gesellschaftsdiagnose hatte Roth im Roman *Das Spinnennetz* dargelegt, der ab dem 7. Oktober bis 6. November 1923 in der Wiener AZ erschien. Hierin wurde „die moralische und geistige Verwilderung“ in Deutschland thematisiert, aus der das „Hakenkreuzlertum“ erwuchs. Roth hatte vehement vor den Gefahren einer NS-Regierung gewarnt. Er hatte aber auch versucht, über die soziale Lage und Mentalität der aus Galizien stammenden Ostjuden differenziert in der Reportage *Juden auf Wanderschaft* (Berlin 1927) aufzuklären, um der antisemitischen Hetze entgegenzutreten. Dort schrieb er: „Dem Ostjuden ist Deutschland zum Beispiel immer noch das Land Goethes und Schillers, der deutschen Dichter, die jeder lernbegierige jüdische Jüngling besser kennt als unser hakenkreuzlerischer Gymnasiast.“ Ungeachtet seiner literarischen

Erfolge mit den Romanen *Hiob* (1930) und *Radetzkymarsch* (1932) warnte Roth vor dem Faschismus und den unmittelbaren Folgen für ihn. In einem Brief schrieb er am 7. August 1932 an Stefan Zweig mit Blick auf seinen Verleger Gustav Kiepenheuer: „Der Verlag Kiepenheuer hält nur so lange, wie seine jüdischen Geldgeber in Deutschland bleiben. Aber Alles spricht dafür, daß sie Berlin verlassen. Der Nationalsozialismus trifft mich also im Privatesten – – abgesehen davon, daß die Buchhändler terrorisiert und selber auch nationalistisch, ein Ende machen wollen mit der

Literatur, die sie zivilisatorisch nennen“. Seine Ahnung wurde Realität. Aus dem Pariser Exil schrieb er im Februar 1933 unmittelbar nach Hitlers Machtübernahme an den in Salzburg wohnenden Stefan Zweig: „Inzwischen wird es Ihnen klar sein, daß wir großen Katastrophen zutreiben. Abgesehen von den privaten – unsere literarische und materielle Existenz ist ja vernichtet – führt das Ganze zum neuen Krieg. Ich gebe Ihnen keinen Heller mehr für unser Leben. Es ist gelungen, die Barbarei regieren zu lassen. Machen Sie sich keine Illusionen. Die Hölle regiert.“

Der rasende Reporter spottet

Egon Erwin Kisch (1885–1948) verfasste nach einem Besuch in Weimar den Essay *Naturschutzpark der Geistigkeit*, der 1926 erschien. Mit Spott blickte er dabei auf die Thüringer Landeshauptstadt Weimar als „Reliquie“ und erklärte die Stadt zum „Wallfahrtsziel“, weil „hier einmal Dichterleben“ war. In seiner kritisch-ironischen Betrachtung reduzierte er den Weimar-Kult der 1920er Jahre auf eine geistige Musealisierung. So sei die Sophienausgabe der Werke Goethes „ein Stammtischeinfall“ gewesen – von „Philologenärschen ausgebrütet“. Der „Spießer“ käme nach Weimar, um „pedantisch (...) sich dabei goethisch vorzukommen“. Der Geniekult um Goethe sei „lächerlich“. Der als „rasender Reporter“ deutschlandweit bekannte Kisch vertrat mit diesem Weimar-Bild eine Position, die auch von anderen linken Publizisten geteilt wurde, u. a. von Kurt Tucholsky, Raoul Hausmann und Walter Benjamin. Kisch war vor 1933 als Journalist aktiv gegen den

Nationalsozialismus tätig. So veröffentlichte er z. B. 1930 das Kriegstagebuch *Schreib das auf, Kisch*. Er war den Nationalsozialisten ein Dorn im Auge und sein Name kam auf deren Verfolgungslisten. Nur einen Tag nach dem Reichstagsbrand wurde Kisch in Berlin am 28. Februar verhaftet und zur Vernehmung in das Polizeipräsidium am Alexanderplatz gebracht. Am 2. März kam Kisch wegen „dringenden Verdachts der Teilnahme am Hochverrat“ in die Zitadelle Berlin-Spandau. Aufgrund der Intervention der tschechoslowakischen Botschaft konnte am 11. März 1933 seine Freilassung erwirkt werden. Nicht allein, sondern mit Polizeibegleitung reiste er zur deutsch-tschechoslowakischen Grenze. Er wurde aus Deutschland ausgewiesen. In Prag setzte er seinen Widerstand gegen den Faschismus fort. Er schrieb eine Reportage über die Zeit der Berliner Inhaftierung, diese erschien unter dem Titel *In den Kasematten von Spandau* in der Prager *Arbeiter Illustrierten Zeitung*.

Fern von Weimar war Kischs Engagement gegen den Nationalsozialismus im Exil vielfältig. 1933 wurde eine Tarnschrift von ihm verfasst, und veröffentlicht unter dem Titel *Über die Hintergründe des Reichstagsbrandes*, mit fingiertem Verlag und Verlagsort – *Eher-Verlag München 1933*. Im Jahr 1934 übersiedelte er von Prag nach Paris. Dort formulierte Kisch beim Schriftstellerkongress zur Verteidigung der Kultur seine Auffassung von der Aufgabe eines Autors angesichts des erstarkenden Fa-

schismus: „Die doppelte Taktik, die dem sozial bewußten Schriftsteller gestellt ist, die des Kampfes und die der Kunst.“ Diesem Selbstverständnis folgend, verfasste Kisch die *Geschichten aus sieben Ghettos* (1934): Hierin berichtete er über jüdisches Leben aus verschiedenen Ländern und Jahrhunderten. Reportagen von schlaunen Schelmen, aber auch tragische Schicksale von Außenseitern und Hochstaplern stellte er dar. Damit knüpfte er an den pointierten Stil seines Weimar-Essays von 1926 an.

Ein Bestsellerautor macht bittere Erfahrungen

Stefan Zweig (1881–1942) besuchte von 1911 bis 1925 Weimar. Er hatte eine lebenslange Beziehung zum kulturellen Weimar als realen Ort und zur Chiffre *Weimar*. Bis 1934 war er Mitglied der Goethe-Gesellschaft. Der Bestsellerautor sah in Weimar mehr als einen kulturellen Sehnsuchtsort. Die Geburtsstätte der klassischen deutschen Literatur war für den Österreicher ein Synonym für den Aufbruch in das moderne Zeitalter humanitärer Verhältnisse in Europa. Nietzsches Philosophie wurde sein Kompass in Zeiten des heraufziehenden Weltmachtstrebens vor und nach 1914. In Weimar pflegte Zweig den Kontakt zu Vertretern der Weimarer Kulturelite, darunter zu Johannes Schlaf, Elisabeth Förster-Nietzsche, Ernst Hardt, Alfred Bergmann, Julius Wahle.

Er hatte sich in essayistischen Texten mit der Weimarer Klassik, der Krisenphilosophie Nietzsches und der Kultur der Weimarer Republik befasst. Als Kenner der Werke von Goethe, Schiller,

Jean Paul, Wieland, Nietzsche und Freud verfasste er bis heute kanonisierte Texte, u. a. die Novelle *Marienbader Elegie* (1926), die Biografie *Maria Stuart* (1935) und die Erinnerungen *Die Welt von Gestern* (1942). Mit der „olympischen Welt Weimars“ fühlte sich Zweig auch noch im brasilianischen Exil verbunden. Der humanistische Geist von Weimar wirkte auf ihn wie ein Impulsgeber für einen kulturellen Aufbruch in Deutschland und Europa, aber auch als Kontrapunkt zur NS-Diktatur.

Sein Schriftstellerkollege Joseph Roth forderte ihn im November 1933 auf, die Stimme öffentlich gegen den Faschismus zu erheben: „Sie wissen es ja. Aber jetzt, jetzt ist die Stunde der Entscheidung da. (...) Jetzt, angesichts dieser hölischen Stunde, in der die Bestie gekrönt und gesalbt wird, hätte selbst ein Goethe nicht geschwiegen.“ Auch Else Lasker-Schüler hatte sich gewünscht, wie sie in einem Brief im September 1933 an Klaus Mann schrieb, dass „w i r, die wir quasi

keine Heimat mehr haben, zusammen hielten.“ Damit meinte sie, dass Stefan Zweig, Alfred Döblin und Thomas Mann ihre Haltung gegen das NS-Regime öffentlich machen sollten in der Exil-Zeitschrift die *Sammlung*.

Stefan Zweig hingegen blieb bei einer neutralen Position. Er sah sich keiner Partei zugehörig: „nulli concedo, keinem will ich angehören.“ So formulierte er sein Selbstverständnis in der 1933/34 verfassten Biografie *Triumph und Tragik des Erasmus von Rotterdam* – die 1935 nicht mehr im Insel-Verlag Leipzig, sondern in Wien bei Herbert Reichner erschien. Hierin berief sich Zweig auf Goethe, Lessing und Spinoza und appellierte an die Kraft der Vernunft und Menschlichkeit des Erasmus von Rotterdam, dem „stillen Diener des Humanen“.

Im Exil, im brasilianischen Petropolis arbeitete Stefan Zweig an seinen Erinnerungen *Die Welt von Gestern* – als Resümee auf die zerstörte Welt von Weimar und als Plädoyer für ein demokratisches Europa der Nachkriegszeit mit bitteren Erkenntnissen: „Und selbst als an jenem Januartag 1933 [Hitler] Kanzler geworden war, betrachtete die große Menge [den Diktator] als provisorischen Platzhalter und die nationalsozialistische Herrschaft als Episode.“ Viele Menschen hätten sich von Hitlers „Versprechungen“, „Bündnissen mit Eid und deutscher Treuherzigkeit“ täuschen lassen – „sogar die deutschen Juden waren nicht sehr beunruhigt“. Und unmittelbar nach dem Reichstagsbrand im Februar 1933 mit der ersten NS-Terrorwelle gegen Regimegegner und Schriftsteller schrieb Zweig: „noch ahnte ich nicht, dass [...] wir alle Opfer sein würden der Machtwut dieses einen Mannes“. Erst fern von Europa erkannte er, dass „der Nationalsozialismus (sich) in seiner skrupellosen Täuschertechnik

hütete, die ganze Radikalität seiner Ziele zu zeigen [...]. So übten sie [die Nationalsozialisten] ihre Methode: immer nur eine Dosis und nach der Dosis eine kleine Pause“ von „Gewalttaten“.

Deutschsprachige jüdische Autorinnen und Autoren gehörten bis 1933 zum kulturellen Leben in Weimar und Thüringen. Sie haben öffentlich vor und nach 1933 auf die Gefahren für die Demokratie durch das NS-Regime hingewiesen, aber nicht die *Janusköpfigkeit* Weimars vorweg beschrieben. Im Exil engagierten sie sich gegen den Faschismus. Einige, wie Else Lasker-Schüler und Joseph Roth, haben hellsichtig die Judenverfolgung erahnt. Andere, u. a. Stefan Zweig, haben ein friedliches und demokratisch verfasstes Europa nach dem Untergang des Nationalsozialismus erhofft. Die Perspektiven und Erfahrungen deutschsprachiger jüdischer Autorinnen und Autoren zeigen vor und nach 1933 eindringlich, was geschieht, wenn nicht frühzeitig und energisch der Ausbreitung von antidemokratischen, antisemitischen und rassistischen Positionen entgegen getreten wird.

Dr. Burkhard Stenzel

Herausgeber:

Landeszentrale für politische Bildung

THÜRINGEN

Regierungsstraße 73, 99084 Erfurt

www.lzt-thueringen.de

Autor: Dr. Burkhard Stenzel

2020

(131)